



2. SONNTAG NACH TRINITATIS 2016  
WOHNGEMEINSCHAFT MIT GOTT

## PREDIGT ZUM 2. SONNTAG NACH TRINITATIS 2015

Gnade sei mit euch und Friede von dem der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

*(Und er, Jesus Christus, ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren. Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater.*

*So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.)*

Liebe Gemeinde,  
ein Satz geistert seit einer Woche durch die Republik. Der stellvertretende Vorsitzende einer neuen Partei soll ihn gesagt haben. Inzwischen bestreitet er das. Aber vermutlich gefällt ihm die Aufmerksamkeit, die er erregt hat: „Ich bin das Sprachrohr der kleinen Leute!“ – sagt er. Eine bessere Publicity kann seine Partei gar nicht bekommen als durch seine Provokationen.

"Die Leute finden ihn als Fußballspieler gut. Aber sie wollen einen Boateng nicht als Nachbarn haben." (Alexander Gaulandt – Zitat aus der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 29. Mai 2016)

Jérôme Boateng gewann vor zwei Jahren zusammen mit Mesut Özil und Miroslav Klose die Fußballweltmeisterschaft. Sein Migrationshintergrund ist offensichtlich wie bei vielen anderen Spitzensportlern auch.

Er selbst sieht sich gut integriert, bekennt sich öffentlich zum christlichen Glauben. Seine Nachbarn sagen nur Gutes über ihn. Den farbigen Deutschen.

Auch Herr Gauland hat mittlerweile relativiert: er wußte ja nicht, dass Herr Boateng Deutscher ist.

Heißt das: Nur ein deutscher Farbiger ist ein guter Farbiger?

Jeder ist schließlich Ausländer – fast überall. Man vergißt das ja gerne. Als wir vor ein paar Jahren einen Freund in Tansania besucht haben, waren wir die Muzungus, die Weißen. Die merkwürdigen Minderheit mit der komischen Hautfarbe. Statt mit rassistischen Entgleisungen sind wir allerdings mit allen Ehren empfangen worden.

Ich fühle mich auch wohl hier in Franken. Aber man hört, dass hier nicht meine Heimat ist. Die Leute sprechen meine Sprache nicht. Oder besser: ich spreche nicht fränkisch. Manchmal werde ich noch darauf angesprochen: „Sie sind aber auch nicht von hier; Herr Pfarrer!“ Und dann frage ich mich, was das wohl bedeutet...

Heimat ist etwas Wunderbares und Nach-Hause-Kommen auch. Von meiner Oma habe ich den weisen Spruch gelernt: Lass dir die Fremde zur Heimat, aber niemals die Heimat zur Fremde werden. Und daran versuche ich mich zu halten. Ich bin in Franken zu Hause, ich bin sogar Club-Fan. Und meine Heimat ist das Weserbergland. Ich bin auch Fan von Hannover 96.

Was aber würde aus mir werden, wenn ich meine Heimat und mein Zuhause verlassen müsste? Könnte ich mich an eine völlig neue Umgebung anpassen, an neue Nachbarn gewöhnen? Muss ich dann ihre Werte teilen und ihre Einstellungen übernehmen? Kann man das von mir verlangen?

Wie gut, dass ich kein Ausländer bin – denke ich.

*So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.*

So schreibt es der Apostel Paulus im heutigen Predigttext an die Epheser. Aber bevor ich erkläre, um wen es da eigentlich geht, wer da Gast und Fremder ist, und wer schon immer Heiliger war – sage ich es lieber gleich: wir sind gemeint. Stellen wir uns vor, wir *wären* die Ausländer, die Fremden.

Und jetzt ist uns gesagt: Ihr seid fortan nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Die Fremdlinge, zu denen der Apostel damals spricht – das waren wirklich wir, Menschen, wie wir. Also die sogenannten Heiden. Die, die nicht jüdisch waren. Die, die nicht zum auserwählten Volk Gottes gehört haben, die die überlieferten Regeln nicht kannten, und den anderen auf die Nerven gingen. Aus Unwissenheit. Ohne es zu merken.

Eine Zumutung waren diese Menschen wie wir. Weil Menschen wie wir nicht teilhatten an der 1.000 jährigen Geschichte Gottes mit Israel. Weil sie keine Sklaven waren in Ägypten, keine babylonische Gefangenschaft erdulden mussten.

Die Gäste und Fremdlinge, die ‚Neuen‘ sind wir!

Ganz schön schwer, sich das heute aus der sicheren Kirchenbank heraus vorzustellen. Waren wir denn nicht schon immer da? Wir sind doch die, die in diese Region, in diese Kultur hineingeboren wurden. Wir waren schon da. Die anderen sind doch hinzugekommen und wollen Mitbürger werden.

Andersrum können wir es uns kaum vorstellen.

‚Die anderen sind es, die sich anpassen müssen.‘ Am Ende ist das vielleicht auch unsere – unausgesprochene – Erwartung. ‚Die anderen müssen sich anpassen, dann wollen wir sie gerne integrieren.‘

Es ist ganz gesund und tut uns gut, denke ich, einmal die andere Rolle einzunehmen.

Wir müssten uns also vorstellen, wir kommen als Neue hinzu – Paulus wählt dafür das Bild der neuen Hausgenossen – eine Wohngemeinschaft also.

Und wir schreiben unseren Namen zu denen, die schon da sind auf dem Klingelschild: Juden, Gläubige aus Syrien, der Türkei und Griechenland, vielleicht ein paar Orthodoxe und Katholiken aus aller Herren Länder, die schon vor uns eingezogen sind. Und dann wir: evangelische Christen. Und da ist immer noch Platz für weitere Namen auf dem Klingelschild

Wie so eine Wohngemeinschaft wohl aussieht?

Wie entsteht Nähe unter den Mitbewohnern?

Welchen Abstand brauche ich?

Welchen Freiraum brauchen die anderen?

Was verbindet uns als Bewohner? Nur dieselbe Adresse?

Und welche Regeln sollen gelten in unserem Quartier?

Wer bringt den Müll runter, wer kauft ein, wer hält die Ordnung?

Wie sehr muss ich mich dabei anpassen?

Darf ich „ich“ bleiben als der, der neu einzieht in einen Häuserblock?

Wie tolerant muss ich sein, wenn jemand neu auf unsere Etage kommt?

Wer schon einmal in einer WG gelebt hat, der kommen diese Überlegungen vielleicht bekannt vor. Wer das schon einmal erlebt hat – und vielleicht reicht ja schon die Wohngemeinschaft in der eigenen Familie – der weiß, dass so eine WG ein echtes Pulverfass sein kann und dass sie ohne Toleranz und Kompromissbereitschaft nicht funktionieren kann. Es nützt nichts, nur auf seinem Standpunkt zu beharren. Zusammenleben fordert ein Aufeinanderzugehen.

Paulus hat ein kluges Bild gewählt, um die Christen seiner Zeit auf ihr Zusammenleben einzustimmen. Klug, weil es immer noch funktioniert, für Christen, aber genauso für Menschen aller Religionen, die zusammen leben wollen: Evangelische aus Deutschland, Christen aus dem Iran, Muslime aus Syrien.

Natürlich müssen wir mit denen, mit denen wir zusammenleben wollen, über die Werte ins Gespräch kommen, die in unserer Gemeinschaft gelten sollen. Wir müssen sie auch durchsetzen, wenn Mitbewohner angegriffen oder beleidigt werden. Vor allem aber müssen wir für diese Werte selber eintreten. Wir müssen sie selber in die Wohngemeinschaft einbringen und diese Werte selber leben.

Aber eben nicht so, als ob wir die Vermieter der gemeinsamen Wohnung wären. Nicht so, als ob wir drinnen wären und darüber zu entscheiden hätten, wer noch miteinziehen darf. Gott ist der Vermieter. Christus ist unser Hausherr.

Zuallererst gilt also seine Hausordnung: Frieden den Nahen und den Fernen, Heimat und Zuflucht für Menschen, die ein Zuhause suchen. Vergebung untereinander, so wie Gott uns vergibt, wenn wir ihn darum bitten.

Wir sind jetzt Mitbürger und Hausgenossen Gottes. Und wenn Menschen an unserer Haustür klingeln, um mit uns zu wohnen, dann sollen wir sie hineinlassen – so wie wir einmal hineingelassen wurden. Und dann sollten wir für die Hausordnung unseres Vermieters eintreten: nicht so, dass alle konvertieren und ihre Religion wechseln müssten, sondern so, dass Menschen da eine Heimat finden, wo Gottes- und Nächstenliebe herrschen, wo auch Frieden und Vergebung zu Hause sind.

Und übrigens: In Gottes Haus sind viele Zimmer frei.  
Amen.